

*„Lichorie, Kindchen“, und wie zur Betonung der Besonderheit noch einmal: „Lichorie.“ Dabei betont sie die letzte Silbe und spricht nur das „i“. Ich möchte ihr sagen, dass es ein Fehler ist, das Wort so auszusprechen, möchte sie berichtigen, möchte ihr sagen, dass es Lich-orie heißt – und tue es nicht.*

**I**ch schlafe unruhig in dieser ersten Nacht, das Haus ist mir fremd. Ich kenne seine Geräusche nicht. Irgendwann zähle ich die Fußbodendielen. Eine dünne Papiertapete zeichnet Schatten von Blumen an die Wände. Wenn ich gegen die schrägen Wände drücke, gibt das dünne Holz nach. Die Familie von unten gab mir gestern eine Woldecke für die erste Nacht im Finnenhaus.

„Die Federbetten sind weg“, sagten sie und gaben die Woldecke. „Sie haben die Wohnung oben.“

Sie wiesen auf die schmale Treppe, die vom unteren Flur nach oben führt.

„Die Toilette benutzen wir gemeinsam, hier im Vorflur, gleich hinter der Eingangstür. Für Papier sorgt jeder selbst.“

Für das Papier sorgt jeder selbst. Ich war einige Treppenstufen hinaufgegangen, als ich sie sagen hörte: „Wir gehen früh schlafen.“ Ich hörte kein Türschließen und wartete. Im dunklen unteren Flur sagte die Frau: „Wir heißen Neubert. Morgen können wir uns unterhalten. Ich sagte schon, wir gehen früh schlafen.“

Dann schloss sich die Wohnungstür.

Heute habe ich Sauerampfersuppe gekocht. Es ist gut, eine eigene Küche zu haben, es ist gut, dass die Bunkertage vorbei sind. In der schmalen Speisekammer gleich rechts in der Küche fand ich einen Kochtopf. Meinen Blechteller habe ich auf den kleinen Küchentisch gestellt, den Löffel danebengelegt. Ein gedeckter Tisch. Sauerampfersuppe riecht gut. Den Geruch habe ich lange in der kleinen Küche behalten. Die Fenster habe ich nicht geöffnet, damit der Geruch in der Küche bleibt. Auch unten in der Wohnung riecht es nach Sauerampfersuppe. Mein Magen antwortet dem Geruch der Suppe, er knurrt leicht.

Noch esse ich nicht. Unten werden sie die Suppe gegessen haben, ich höre sie das Geschirr abwaschen. Also haben sie gegessen. Ich werde essen, wenn sie mit dem Abwasch fertig sind. Es ist gut zu essen, wenn die anderen nichts mehr haben.

Später, nach dem Essen, werde ich still sitzen bleiben und die Geräusche der Suppe in meinem Magen hören.

Dass ich Sauerampfersuppe kochen konnte, habe ich Frau Neubert aus der Wohnung unten zu verdanken. Wir haben gemeinsam den ersten Sauerampfer aus den Eiderwiesen geholt. Und die Wurstbrühe vom Schlachter. Das war gestern. Es lässt sich gut an mit der Familie unten. Der Mann kommt spät nach Hause, ich habe ihn noch nicht wieder gesehen seit der ersten Nacht im Finnenhaus, nur gehört während der späten Abende. Die zwei Jungen sind fast erwachsen, auch sie sind meistens fort, kommen bei Dunkelheit nach Hause. Ich habe beobachtet, wie sie das Haus nicht vorn durch den Eingang betreten, sie klingeln nicht, schließen auch die Haustür nicht auf, sie gehen durch den Kellerniedergang im Hof in den Keller und waschen sich dort.

Es lässt sich gut an, die Frau ist hilfsbereit und ich bin freundlich. Ich hatte nie vorher Sauerampfersuppe gekocht.

Donnerstags gibt es Wurstbrühe beim Schlachter. Woher sie wüsste, dass es Brühe gibt, habe ich Frau Neubert gefragt.

„Es steht dran. Unten an der Straße am Rosenberg steht es dran, gegenüber vom Schlachter, Kindchen, in dem Anschlagkasten“, hat sie geantwortet.

Ich erinnere mich. Als ich vom Amt zum Haus ging mit dem Schlüssel im Umschlag, war ich an dem Anschlagkasten vorbeigekommen. Die Reste des gelbschwarzen Plakats hingen heraus. Ich kannte es aus dem Bunker. „Feind hört mit.“ Später wird der Schlachter seine Benachrichtigung hineingehängt haben. Vielleicht hat „Donnerstag Wurstbrühe“ draufgestanden. Ich werde auf die Anschläge im Kasten achten. Ich merke mir: Rosenberg.

Frau Neubert und ich hatten uns abgewechselt beim Anstehen am Donnerstag. Es war ihr Vorschlag gewesen: sie die erste Schicht, ich die nächste. Es dauerte drei Stunden etwa, bis die Brühe ausgeteilt wurde, ich habe gesehen, wie eine Frau umfiel. Langsam sich um sich selbst drehend, fiel sie um mit ihrer Kanne in der Hand. Ich sah, dass sie sich drehte, ganz leicht drehte, dann sank sie auf die Knie und fiel zur Seite. Sie hatte die Kanne im Fallen nicht losgelassen, die Öffnung hatte sich in den Sand geschoben, ich sah feinen Staub im Inneren der Kannenöffnung. In dem Teller mit der Wurstbrühe werden kleine Sandkörner liegen. Sie wird den Rest aus dem Teller nicht essen können. Vielleicht wird sie ihn aus dem Teller trinken, damit die Sandkörner nicht zwischen den Zähnen knirschen. Jetzt lag sie im Sand, bleich, das Kleid viel zu groß für ihre magere Gestalt, es hatte sich um die Taille gewunden und sah aus, als hielten nur die Ärmel es an ihrem schmalen Körper fest. Ich konnte mich nicht rühren in dem Moment, als es passierte. Ich sah die liegende Frau. Die fröhlich-bunten Blumen des Kleiderstoffes saugten die kleine Gestalt auf.

Sie verschwand in den Blumen. Erst als die anderen sie aufrichteten, sah ich sie wieder, blass und klein in einem Meer aus Blumen. Jemand holte Wasser aus dem Hause des Schlachters. Die Frau blieb lange im Sand sitzen, den Blick gesenkt, als schämte sie sich dafür, dass ihre Kraft nicht ausgereicht hatte zu warten. Die anderen hoben sie sitzend weiter, sie machte nicht den Versuch aufzustehen.

Ich kannte kein Gesicht in den langen Reihen, ich habe sorgfältig in die Gesichter gesehen und registriert, dass ich niemanden hier kenne, Frau Neuberts Kanne gehalten und gewartet. Ich werde stehen bleiben. Ich werde nicht umfallen. Wir werden uns die Brühe aufteilen.

Unruhe entstand in den Reihen. Vielleicht würde es keine Wurstbrühe heute geben. Das Gerücht kam auf, als mir die Beine zu zittern begannen. Nicht umfallen. Ich konzentrierte mich auf meine Schuhe. Wenn ich den rechten Fuß etwas nach vorn schob, hob sich das Leder und der Strumpf zeigte sich. Ich schob den Fuß, zog ihn zurück. Immer wieder, die Zeit sollte vergehen. Das Loch zwischen Leder und Sohle würde größer werden, wenn ich noch länger meinen Fuß zwischen Leder und Sohle hinausschob. Ich ließ es sein, rollte meine Zehen nach innen und dachte an den Markt in Wellingdorf. Dort werde ich Schuhe kaufen. Bis dahin müssen diese halten. Wenn es wirklich keine Brühe mehr gibt? Warum anstehen?

Niemand ging.

Vorn am Kopf der Reihe keine Bewegung. Dann stand Frau Neubert neben mir.

„Sie sagen, es gibt keine Brühe heute“, sagte ich und hoffte, wir könnten mit der Kanne zurück in das Finnenhaus gehen.

„Kindchen“, Frau Neuberts Blick verdunkelte sich, „Kindchen, das sagen sie, damit die Brühe reicht. Wir werden warten. Unser Platz hier in der Schlange ist gut,

wir sind weit vorn. Noch wird nicht verteilt. Kindchen, du riechst die Brühe doch!“

Wir warteten gemeinsam. Als die Tür zum Schlachthaus sich öffnete, stand die Sonne hoch. An diesem Tag reichte die Brühe für alle. Ein warmer, dumpf drückender Geruch strömte in die Reihen der Wartenden, ich hielt den Atem an, mir wurde übel. Aus dem großen Brühbottich schöpfte der Schlachter in die Kannen. Hinten vor der gekachelten Wand hingen die Würste, zu kaufen gegen Marken und Geld. Für die Brühe brauchte man nur Geld, keine Marken. Ich habe Marken, will sie aufsparen. Vorerst gab es die Brühe, die in der Kanne wie Schmutzwasser aussah. Aus dem Augenwinkel sah ich die magere Frau im geblühten Kleid. Sie war abgeholt worden. Eine ältere Frau trug die Kanne, das geblühte Kleid ging unsicher nebenher, es schwankte.

Später teilten wir die Brühe auf, später holten wir Sauerampfer von den Eiderwiesen. Sie wusste, wo der Sauerampfer stand. Ich kannte die Pflanze nicht einmal.

„Kindchen“, sagte Frau Neubert.

Ich werde mir eine eigene Kanne besorgen für Wurstbrühe. Und Schuhe. In Wellingdorf ist der Schwarzmarkt. Die Kontrollen sind jetzt nicht scharf. Mit Glück kommt man in den Zug. Wellingdorf soll nicht weit sein vom Bahnhof. „Kindchen“, hatte Frau Neubert gesagt. Es stört mich, sie das sagen zu hören, aber ich weiß, das ist der Preis, den ich zahlen muss. Sie sagt ‚Kindchen‘ und hilft mir. Sie fragt nicht, zeigt mir, was ich zum Überleben brauche, gibt mir Blätter vom Maggikraut aus ihrem Garten. Die Suppe hat sehr gut geschmeckt. „Damit schmeckt auch Wasser“, hat sie gesagt und gelacht. Ich werde mir eine eigene Kanne besorgen, ich will das ‚Kindchen‘ vermeiden, so gut es geht. Und ich werde ihre Hilfen nutzen. In Berlin gab es keinen

Sauerampfer, kein Maggikraut. Jetzt bin ich hier. In diesem Haus, in dieser Siedlung, Holzhäuser hinter niedrigen Zäunen, in der Mitte geteilt durch eine Hecke, zwei Türen, zwei Fenster zu jeder Seite. Die schmale Straße, ein sandiger Bürgersteig mit Kantsteinen, der den Gehweg von der Straße trennt. Die braunen Häuser in gleichmäßiger Reihe und gleichem Abstand, eine beruhigende Ordnung. Zwei Eingänge, also zwei Familien. So hatte ich gedacht an dem Abend, an dem ich den Schlüssel in dem Umschlag fühlte. Es kam anders. Zwei Räume für jede Familie. Für mich zwei, für die Familie unten zwei. Der andere Eingang noch einmal für zwei Familien. Oben sind die Wände schräg, unten gerade, wir teilen uns die Toilette unten. Und den Keller. Ein Badeofen im Keller. „Luxus, Kindchen, Luxus“, hatte am anderen Morgen Frau Neubert aus der unteren Wohnung gesagt. Um die Häuser herum Frühlingsgärten, gegraben, zum Wachsen vorbereitet. Schmale Trittwege zwischen Beeten, aus denen es zart grünt. Ich weiß nicht, was da wächst. Ich kenne keine Gartenpflanzen. Frau Neubert wohl. Deshalb werde ich das ‚Kindchen‘ ertragen. Vorerst.

Drunnen im Haus fühlt es sich klein an und eng, die schmale Treppe, der schmale Flur. Oberhalb der Treppe, direkt hinter der Tür, die eigentlich eine Zimmertür ist, das Wohnzimmer. Das milchige Glas in den Türfüllungen stört mich, obwohl man nur Schatten dahinter erkennen kann. Ich habe es geprüft, und trotzdem: Der Flur fühlt sich sehr nah an. Im Zimmer zur Straße stehen Bettgestelle, zwei nebeneinander und ein einzelnes. Im Wohnzimmer ein braunes Sofa, dessen Fransen bis auf den Holzboden hängen, daneben die kleine Küche. Ich habe meinen Koffer unter das Sofa geschoben, die Fransen hüten jetzt sein Geheimnis. Die Tür zum Flur kann ich abschließen. Es gibt einen Tisch im Wohnzimmer, zwei Stühle. Dar-

über eine mit Kleiderstoff bezogene Lampe. Zwei Löcher im Stoff lassen das Licht der Glühbirne hindurch, zeichnen helle Flecken an die Wand. Die Lampe ist zu groß für diesen kleinen Raum. Ein Ofen von der unteren Wohnung bei Neuberts könnte meine beiden Räume oben heizen. Ich weiß nicht, ob es im Winter so sein wird. In der kleinen Küche gibt es noch einen Ofen mit Herdringen für die Kochtöpfe. Meine Sauerampfersuppe hat darauf gestanden. Ich werde den Ofen in der Küche heizen, wenn es kalt wird. Jetzt ist es fast sommerwarm.

Es gibt etwas Brennstoff im Keller. Briketts, ordentlich gestapelt, zwei und zwei im Wechsel, damit der kleine Stapel nicht umstürzt, und etwas Holz. Die Mengen sind klein. Das Holz wird gerade zum Kochen im Küchenofen den Sommer über reichen.

„Das ist Ihr Anteil“, hatte Frau Neubert gesagt, als wir unten in dem Keller standen. Ganz unvermittelt hatte sie an meinem Kleiderärmel gezerrt, zerrte hin und her, und ich erschrak über die Heftigkeit ihres Griffs. Sie vergaß das ‚Kindchen‘, schaute mich scharf an und sagte: „Nur dieser Teil.“ Sie wies mit dem ausgestreckten Finger auf den kleinen Holzstoß und die zwei Reihen Brikett. Dann ging sie durch den Keller hinaus auf den Hof. Ich hatte sie fragen wollen, wem das Holz gehört hat. Wem die Möbel oben in der kleinen Wohnung. Jetzt war sie gegangen und ich hatte nicht gefragt. Hatte ihr scharfer Ton meine Fragen verschluckt? Gibt es etwas Dunkles, das ich nicht kenne? Etwas, das mit dem seltsamen Geflüster, mit dem Herauszerren der Blätter in der Amtsstube beim Bürgermeister zu tun hat? Die Bettgestelle oben, das Sofa, die Beete, aus denen es zart grünt und die mir zugeteilt sind, müssen irgendwann eine Erklärung finden. Jemand hatte in den Betten geschlafen, auf dem Sofa gesessen. Und es kann nicht lange her gewesen sein, dass jemand Saat in die Beete

gestreut hat, aus denen jetzt zarte Pflänzchen kriechen, die ich nicht kenne und die Frau Neubert mir erklären wird. Ich blieb allein zurück im Keller mit meinen Fragen.

Später sah ich Frau Neubert im Garten hacken, ihre Bewegungen waren kurz und heftig. Gebückt zog sie Unkraut aus den Beeten. Woran erkennt sie, was herausgerissen werden soll? Jedes Büschel warf sie in einen Eimer, den sie auf den schmalen Trittweg zwischen den Beeten hinter sich gestellt hatte. Dabei schüttelte sie ihre Hand heftig, so als klebe das Büschel Grün an ihrer Hand. Ihr Rock hatte sich hinter dem zugebundenen Schürzenbund verwickelt und war hochgerutscht. Sie schien es nicht zu bemerken, rupfte, zerrte und zog den Eimer hinter sich her. Ihre Wollstrümpfe endeten unter dem Knie, waren aufgerollt zu einer Wulst, darüber gab der Rock bei jedem Bücken den Blick frei auf ihre blassen Schenkel. Diese Frau dort nennt mich ‚Kindchen‘. Ich werde es hinnehmen, denn hinter ihrer gebückten Gestalt sah ich zwei feine grüne Streifen in der dunklen Erde. Sie weiß, was in der Erde bleiben soll, was später Nahrung sein wird. Deshalb werde ich es hinnehmen.

Es ist nicht einfach, die eisernen Bettgestelle auseinanderzunehmen. Drei Bettgestelle, zwei zu viel. Als ich die Bettteile die Treppe hinunterschaffe und im Flur unten abstelle, höre ich, wie sich jemand hinter der Tür der unteren Wohnung zu schaffen macht. Das Kopfteil lehnt bereits unten an der Wand im Flur. Als ich das niedrigere Fußteil dazustelle, sehe ich einen Schatten hinter dem Milchglas ihrer Wohnungstür. Die Liegefläche des Gestells ist das Schwierigste. Die Sprungfedern klemmen die Finger, es ist unmöglich, einen festen Griff zu bekommen. Die scharfen Metallkanten schneiden in die Handflächen. Angestrengt versuche ich, über die schmale Treppe mit ihren Windungen in den unteren Flur zu gelangen. Meine Kraft

reicht nicht, das Gestell aufzurichten, ich kratze mit dem Eisen Löcher in die dünne Tapetenwand. Eine Sprungfeder quetscht mir den Finger, seltsam weiß ist die Stelle und für Augenblicke ohne Schmerz. Dann beginnt es zu bluten. Mir steigen Tränen auf, es tut entsetzlich weh, ich schlucke und setze mich auf eine Treppenstufe. Das Gestell versperrt den Abgang, ich werde nicht einmal auf die Toilette unten im Flur gehen können, um meine Hand über den Ausguss zu halten. Das Blut wird in das Holz der Treppe eindringen und Flecken hinterlassen. Mein Kleid wird blutig.

„Sie sollten das Bett oben stehen lassen. Wenn Ihr Mann zurückkommt ...“, höre ich Frau Neubert sagen, und ich bemerke wohl, dass sie ihre Stimme in einer Höhe lässt, die bedeutet, dass sie den Satz nicht zu Ende gesprochen hat, dass in dem Satz ein Ton mitschwingt, der Ausdruck deutlichen Zweifels ist.

„Ihr Mann.“ Es durchfährt mich. Weiß sie etwas? Ich sage nicht, dass er im Krieg geblieben ist. So hatte ich es mir doch zurechtgelegt. Im Krieg geblieben, irgendwo an der Front. Drängend wird mir klar, dass ich erfahren muss, was sie von mir weiß und was ich wissen muss von ihr, was hier geschehen ist in diesem Haus, in dieser kleinen Wohnung.

Plötzlich packt sie unvermittelt fest zu, schiebt das Gestell zurück, richtet es auf – und es gleitet durch den schmalen Abgang hinunter in den Flur. Sie hat meinen blutenden Finger nicht bemerkt. Ich werde die Flecken auf der Treppe aufwischen. Das andere Bett wird keine Schwierigkeiten machen, es ist ein Kinderbett.

Die Quetschwunde blutet stark. Ich reiße einen Streifen aus dem Laken meines Bettes. Es ist das einzige Laken, das ich besitze. Ich wickle den Stoffstreifen um meinen Finger und strecke den Arm nach oben. Die Wunde schmerzt heiß, ich setze mich auf das Bett. Mein Arm wird schwer,

ich lege mich hin, so ist es leichter, ich kann den Arm anwinkeln und ihn abstützen. Der weiße Stoffstreifen färbt sich rot. Ich spüre, wie mein Arm hinuntersackt, ich habe nicht die Kraft, ihn aufrecht zu halten. Ich spüre die kratzige Matratze unter mir, das dünne Laken, das mich vor dem stechenden Rosshaar nicht schützen kann, und ich fühle Schwere und den kommenden Schlaf.

Mich weckt das Pochen in meinem Finger. Das Blut hat den Lappen durchtränkt und das Laken verschmiert. Ich reiße noch einen Streifen aus dem Laken, wickle vorsichtig den Verband vom Finger. Es pocht heftiger, der Finger ist heiß. Die Wunde verklebt, sie beginnt wieder zu bluten, als ich den Verband löse. Rasch umwickle ich den Finger neu und strecke den Arm in die Höhe. Es soll aufhören zu bluten, es macht mir Angst. Draußen ist es dunkel, unten in der Wohnung still. Ein mächtiges Bedürfnis nach Hilfe spüre ich. Berlin. Sofort hätte ich Hilfe gehabt. *Er* war Arzt, für alle in der Zentrale, für alle im Ministerium wäre Hilfe da, es gab Krankenzimmer. Sofortversorgung für alle, die in den Abteilungen ihre Arbeit taten. Ich fühle mich sehr allein jetzt, mein Herz schlägt heftig. Ich atme tief durch, langsam und tief ein und aus, gehe durch mein Wohnzimmer, gehe vorsichtig durch diesen kleinen Raum, vermeide das Knarren der Dielen. Dann setze ich mich auf einen der Stühle. Meine Augen haben sich an das Dunkel gewöhnt, das Weiß des Lakenstreifens leuchtet im Dunkeln, ich lege die Hand auf den Tisch und warte darauf, dass das Weiß sich rot färbt. Ich schalte das Licht an, nur ein winziges Fleckchen hat sich in dem Verband abgezeichnet; ich werde ruhiger.

Ruhig atmen, ein und aus. Kein Blut mehr. Endlich. Berlin. Meine Wohnung, hohe Räume, Stuck an der Decke. Das Bild über dem roten Sofa.

„Ein echter Leistikow“, hatte er gesagt, als es jemand mit in die Tiergartenstraße brachte. „Wir hängen ihn über das rote Sofa“, bestimmte er.

Ich widersprach nicht, damals. Das Bild, der *echte Leistikow*, hatte mir Angst gemacht; dunkle Wälder, ein nächtlicher See, finstere Schatten von hoch aufragenden, schwarzen Bäumen im Vordergrund am Ufer. Tröstlich allein der helle Mondfleck in der Mitte des Bildes. Doch die dunklen Schatten verunsicherten mich. Undurchdringlich ihr Schwarz. Ich hätte gern ein Menschenbildnis gehabt, aber das Bild zeigte finstere Natur. Wenn ich auf dem roten Sofa saß, hatte ich das Bild im Rücken. Ein *echter Leistikow*. Ich hatte nie gefragt, woher das alles kam, was sie in der Zentrale und im Ministerium untereinander verteilten und an dem ich teilhatte.

Ich atme tief, sehe den viel zu großen Lampenschirm von der Holzdecke hängen, sehe die Blumentapete an der dünnen Holzwand, die ich eindrücken kann und die sich von dem Druck meiner Hände biegt. Der Lichtschein, der durch eines der Löcher im Lampenstoff dringt, fällt auf eine Blüte im Tapetenmuster, leuchtet sie aus, diese unscheinbare, blassrosa Blüte, ein Punkt in der Mitte scharf und schwarz. Mir schwindelt, ich schließe die Augen; meine Berliner Wohnung, die Rosette an der Zimmerdecke, die Kristalllampe darunter; sehe die Schale auf dem Esstisch; er hatte sie mir geschenkt. Auch die Schale war eines der schönen Dinge, die in der Zentrale die Runde machten. Er brachte sie eines Abends mit. „Ich habe deinen Blick gesehen, als die Schale in die Zentrale kam“, sagte er und stellte sie auf den Esstisch. Gewundene Ranken, deren Blätter nach oben strebten, umfassten die Schale, aus denen sich an einer Seite der Körper einer wunderschönen Frau herauswand. Ihr langes Haar verschlang sich am Rand der Schale mit den Blätterranken. Wenn ich die Augen zu-

sammenkniff, es im Zimmer dämmrig war, schien es mir, als drehte die Schale sich, als wolle die wunderschöne Frau sich hinaustanzen aus der Schale. Nur die Blätterranken hielten sie fest. Ich tat nie etwas in diese Schale, alles und jedes hätte sie entwürdigt.

„Du kannst sie benutzen, sie ist aus Bronze, sie wird dir nicht zerbrechen“, hatte er erklärt. „Sie kann nicht zer schlagen.“

Blätter, die sich drehen und ranken. Blätter und Steine, sie rutschen, Staub wirbelt. Ich höre Heulen, rhythmisches Krachen, sehe die Schale sich auflösen und schmelzen zwischen staubigem Schutt und Steinen.

Ich schrecke hoch. Alles ist still um mich herum. Dunkelheit draußen. Mein Finger pocht. Meine Hand liegt auf dem Tisch; ich sehe das hochgewellte Furnierholz der Tischplatte; ein blasser, runder Rand dort, wo eben noch meine Schale getanzt hatte. Ich sehe die dunklen Fensterhöhlen, es gibt keine Fensterbank. Ich werde nie Blumen auf die Fensterbänke stellen können in diesem Haus.

Rhythmisch und heftig pocht es in meiner Hand. Mein Herzschlag in meiner Hand. Ich stehe auf von meinem Stuhl, beginne im Zimmer auf und ab zu gehen. Die Diele knarren, unten schläft die Familie Neubert. Rücksicht, ich brauche sie noch, diese Familie. Für Sauerampfersuppe und Wurstbrühe. Ich darf sie nicht verfrüht wecken, sie nicht verärgern. Ich trinke Wasser aus der Leitung und kaue lange auf dem Rest Brot, den ich in ein Tuch gewickelt in der Speisekammer verwahrt habe.

Endlich höre ich unter mir in der Wohnung Geräusche. Ich höre das Ascherütteln im Küchenofen, das Toilettenwasser rauschen. Dann verlässt Herr Neubert das Haus. Meine Beine sind bleischwer, mir ist übel. Meine Hand schmerzt entsetzlich.

„Kindchen“, höre ich Frau Neubert rufen, als ich die Toilettentür hinter mir schließe, um wieder zurück in meine Wohnung zu gehen.

„Kindchen, Sie sind ganz blass!“

Sie zerrt mich fort aus dem Flur, schiebt mich durch ihre Wohnungstür hinein in ihre Küche. Ich will mit ihr sprechen, es gelingt mir nicht, es fehlt die Kraft für Worte. Irgendwann muss ich mit ihr reden, ich will wissen, was hier geschehen ist, doch jetzt spüre ich nur Dankbarkeit, als ich sehe, dass sie einen kleinen Stoffbeutel mit Lindes Kaffee füllt und in eine Kanne hält, unter ihre Schürze greift, mit dem Schürzenstoff ihre Hand umwickelt und nach dem Wasserkessel greift. Beim Geräusch des sprudelnd blubbernden heißen Wassers rinnt mir der Speichel im Mund zusammen. Heißer Kaffee. Dunkelbrauner Kaffee ergießt sich in eine Tasse, die Frau Neubert mir in die unverletzte Hand geschoben hat.

„Zichorie, Kindchen“, und wie zur Betonung der Besonderheit noch einmal, „Zichorie.“

Dabei betont sie die letzte Silbe und spricht nur das „i“. Ich möchte ihr sagen, dass es ein Fehler ist, das Wort so auszusprechen, möchte sie berichtigen, möchte ihr sagen, dass es Zichorie heißt – und tue es nicht. Dann schiebt sie mich vor sich her bis zu einer Chaiselongue im Wohnzimmer, drückt mich energisch auf die Polster und legt ein Kissen unter meinen Kopf. Ich lasse es geschehen und liege da, sehe dieselben Tapeten wie oben in meiner Wohnung. Allmählich wird mir wohler. Später beschreibt sie mir den Weg zum Arzt, am Amt vorbei und dann über die Bahnschienen. Ich kann mir den Weg vorstellen, ich bin ihn gelaufen an dem Tag, an dem man mir die Schlüssel für das Haus gab. Auf dem Rückweg soll ich versuchen, etwas einzukaufen. Es soll noch Rüben geben und Brot, wenn ich Glück habe. Am Bahnhof vorbei, links über die Brücke

und weiter. Der Arzt hat ein Schild am Haus. „Wirst schon sehen, wo der Arzt ist, Kindchen.“

Ich sehe es. Vor der Haustür stehen Menschen. Ich will an ihnen vorbeigehen in das Haus.

„Wir warten hier alle!“, werde ich barsch zurückgerufen.

Mir fehlt die Kraft zu widersprechen, ich kann nicht sagen, dass ich Schmerzen habe, um schneller in das Behandlungszimmer zu kommen. Meine Verletzung ist schwer, könnte ich sagen, ich habe unerträgliche Schmerzen. Aber ich stelle mich wortlos in die Reihe zu den anderen. Mit jedem, der das Haus verlässt, schieben sich die Wartenden auf die schwere braune Haustür zu. Als ich die Treppen zum Ausgang erreiche, setze ich mich auf die Stufen. Irgendwann werde ich hineingelassen.

„Zahlen Sie?“

Ich hatte Geld mitgenommen, wollte sofort zahlen. Ich war so sicher, mir damit einen schnellen Zugang verschaffen zu können. Jetzt hat es Stunden gedauert, jetzt strecke ich dem Arzt meine schmerzende Hand entgegen. Schweigend wickelt er den Lappen vom Finger.

Ich sehe eine breite Narbe, die vom Wangenknochen fast bis zum Mundwinkel reicht. Ich habe diese Narben schon in Berlin gesehen, viele der Ärzte hatten solche Narben. „Wir haben darauf geachtet, dass es nicht zu schnell zuheilt. Schmissig, der Schmiss“, hatte er im Institut in Berlin lachend mir erklärt. Seine Narbe war noch breiter gewesen als die des Arztes, der jetzt schweigend handelnd vor mir sitzt. Alle hatten die Narbe auf der linken Wange. Weil Rechtshänder auf die linke Wange schlagen, hatte er mir erklärt. Er schien stolz, damals.

Erst jetzt nehme ich die Frau wahr, die über ein Waschbecken gebeugt steht. Sie richtet sich auf, versucht ihre zu kleine Strickweste über die Taille zu ziehen und geht auf

einen weißen Schrank zu. Er scheint das einzige Möbelstück in diesem Behandlungszimmer zu sein, das an eine Arztpraxis erinnert. Die Frau öffnet ihn, greift nach einer Schüssel und stellt sie auf den Behandlungstisch. Dann streicht er vorsichtig mit einem Holzstab eine Salbe auf meine Wunde und wickelt einen weißen Verband um meinen Finger. Als er seinen Kopf aufrichtet, bin ich erleichtert, sein Gesicht kenne ich nicht.

„Glück gehabt, junge Frau.“

Als er das sagt, sehe ich seine Augen. Offene Augen, die Narbe auf seiner linken Wange vergesse ich.

„Der Nächste“, sagt er und geht zum Waschbecken.

Die Frau mit der zu kurzen Weste nickt ihm zu, sie hat die Aufforderung verstanden. Doch zuvor schreibt sie meinen Namen auf eine Karte.

„Margot Wichmann“, sage ich. Ich nenne das Geburtsdatum. Und die Straße, in der ich wohne.

Als ich die Arztpraxis verlasse, hat sich die Schlange der Wartenden noch verlängert. Mein Arm liegt trostvoll und sicher in einem schwarzen Tuch am Körper, der Verband frisch aus richtigem Verbandstoff. Ich hatte sofort gezahlt.

Weißer Villen säumen die Straße. Erst jetzt bemerke ich, wie schön dieser Straßenzug ist. Tiefer liegend die Gärten, abgesteckte Beete, Bohnenstangen, Kaninchenställe, Hühner in eingezäunten Gehegen. Die Gärten wollen nicht zu den Villen passen. Breite, brückenartige Stege führen hinein in die Haustüren der oberen Stockwerke. Die Beletage, die für die Herrschaften, die Wohnung darunter dunkel. Etliche englische Jeeps säumen den Straßenrand. Ich will mir den Straßennamen merken, finde kein Straßenschild. In Bahnhofsnähe dann an einer Hauswand, dort wo die Straßenschilder angebracht sind, ist die Hauswand beschädigt. Herausgebrochen das Straßenschild, ich sehe doppelte Bohrungen, zwei Schilder müssen hier übereinander ange-

bracht gewesen sein, eines länger, eines etwas kürzer. Später erfahre ich, dass die Straße ‚Brückenstraße‘ heißt. Sie hat noch kein neues Schild, bis vor Kurzem hieß sie ‚Adolf-Hitler-Straße‘. Ich werde mir ‚Brückenstraße‘ merken.

Am Bahnhof stehen die Engländer. Es sind viele, sie postieren sich an den Schranken und auf dem Bahnsteig, einige stehen gegenüber vor dem Amt. Ich werde sehr bald nach Wellingdorf fahren müssen. Es könnte bald zu spät sein, es sind zu viele Engländer auf dem Bahnhof.

Als ich am Amt vorübergehe, wende ich meinen Kopf zur anderen Seite. Sicher sitzen sie dort hinter der Gardine, der Bürgermeister und die Sekretärin mit dem aufrechten Rücken. Ich möchte sie nicht sehen und sie sollen mich nicht sehen. Der Gedanke, dass Margot Wichmann die Kriterien für ein Finnenhaus nicht erfüllt, beschleicht mich. Sie hätte Kinder haben müssen. Sie hat keine.

Es gelingt mir, beim Kaufmann in Bahnhofsnähe eine Steckrübe zu bekommen. Brot würde morgen wieder geliefert. Aber es gibt Ersatzkaffee. Die Marken werden sorgfältig aus meinem Bogen geschnitten und auf einen anderen, etwas größeren Bogen geklebt. Nachweise für alles. Jedes Zettelchen bedeutet, ein bisschen satt sein. Es riecht süßlich aus dem Klebstofftopf. Der kleine Pinsel, der seitlich in einer Ausbuchtung steckt, ist mit Klebe verschmiert. Ich kann nicht widerstehen. Die Verkäuferin guckt erstaunt, als ich nach dem Klebstofföpfchen greife.

„Es riecht gut; es riecht, wie eine Süßigkeit schmeckt“, sage ich und stelle ihn wieder zurück auf den Verkaufstresen. Es ist lange her, dass ich Süßes gegessen habe. Speichel füllt meinen Mund. Später werde ich den Rest meiner Sauerampfersuppe essen und morgen eine halbe Steckrübe kochen. Die andere Hälfte ist für Neuberts. Sicher bekomme ich wieder Maggikraut.

Das gelbschwarze Plakat „Feind hört mit“ ist aus dem Anschlagkasten gänzlich herausgerissen. Jemand hat auch die kleinsten Fitzel entfernt. Ich entdecke ein Stück Papier. Mit Bleistift hat jemand darauf geschrieben: „Suche Kinderwagen.“ Morgen werde ich einen Zettel hineintun: „Suche Federbett.“ Meinen Namen und die Straße werde ich hinzufügen.